

Geborgen.

Eine See-Novelle von E. Fischer-Markgraff.

(3. Fortsetzung.)

Der Steuermann sprang von seinem Sitz auf, faltete den Bogen zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche. Dann fuhr er in den östlichen Leberrod und zog den Südwasser über den Kopf.

Nach war er auf der Treppe, da gellte ein Ruf über das Verdeck, der ihm die Füße am Boden wurzeln machte und ihn dann ins Freie stürzte. Er sah im fahnen Entsetzen: „Lied im Schiff!“

Mit einem Sprunge war er auf dem Verdeck und stand vor Kapitän Ulrich, welcher mit blauen, verzerrten Zügen an der Leberdachung der Kajütentreppe lehnte, unfähig, sich zu regen.

„Ist's wahr, Kapitän?“ fragte er hastig.

Der Kapitän antwortete nicht, er bewegte die Lippen, aber nur ein lallender Laut kam darüber.

Der Steuermann wandte sich um. „Alle Mann an die Pumpen!“ schrie er, so laut er konnte, um das Brausen des Sturmes zu überhören.

„Das wird nichts nützen,“ sagte August Winter neben ihm mit seiner gewohnten spöttischen Ruhe, „bei diesem Sturm können wir nichts machen. Das Schiff sinkt beängstigend schnell.“

Sahen sie nur, die Wellen schlagen schon ins Mittelstück.“

Hartmann blickte sich um und konnte mit all seiner männlichen Kraft nicht dem Laut des Entsetzens gebieten, welcher ihm über die Lippen drang. Dem so plötzlich hereinbrechenden Sturm konnte das morsche Schiff nicht standhalten, es sank mit rasender Eile, und schon stürzten die Wogen mit donnerndem Schwall über die Mitte des Schiffes hinweg und spritzten den weißen Gischt bis an die Spitzen der Masten.

Da endlich richtete der Kapitän sich auf, die Röhre lehnte in seine Wangen zurück, die alte Besonnenheit erwachte in ihm. „Das kleine Boot los!“ kommandierte er.

In wilder Hast stürzte die Mannschaft auf das kleine Boot los, das einzige, von dem man hoffen konnte, daß es vom furchtbaren Seegang Widerstand leisten würde. Jeder wollte zugreifen, der erste sein, da stand Hartmann zwischen ihnen. „Zurück!“ donnerte er. „Jochen, Karl, halt wach, halt wach — Dieter, paß auf, daß Du nicht unter's Boot kommst!“

Ein jeder arbeitete mit Anspannung seiner ganzen Kräfte, dabei pfiff der Orkan über ihre Köpfe hin, rief ihnen die Mützen vom Kopf und trieb ihnen scharfen, geförnten Schnee, der wie Feuer brannte, ins Gesicht; ein Segel, das der Sturm gelöst, schlug kläffend an das Holz des Mastes, schaumgetrübte Wogen rollten wie tonnernde Berge heran.

Der Kapitän hatte schließlich selbst mit Hand angelegt, um das Boot flott zu bekommen. „Hartmann, Sie steigen ein!“ befahl er während der Arbeit. „Sie und Jochen.“

„Wir halten fest — Dieter, weg da — August, paß an — Jochen, halt Dich fest — nun los — los —!“

Ein riesenhafter Wellenberg war herangerollt und schleuderte im Anprall seine Wogen im weiten Bogen über das Schiff hinweg, aber die zurückgehenden Gewässer trugen das unversenkte Boot weit in die See hinaus, es drehte sich um sich selbst, wurde hoch emporgeschleudert und wieder tief hinabgeworfen in einen gähnenden Abgrund, aber dann tauchte es empor, und die kraftvollen Hände der Männer in denselben angraben es zum Schiffe zurück, jede Sekunde war jezt lösbar.

Zimmer schneller sank das Schiff dem Meere zu; die Mannschaft stand außerhalb der Reiling mit vorgeneigtem Kopf in schwerer Angst um ihr Leben, und immer wilder umtanzt von den Wogen, und wie wahnwitziges Hohnschlächter tönte ihr Brausen in die Ohren der Leute.

Da hob eine mächtige Welle das Boot bis an den Rand des Schiffes, und schnell wie der Gedanke glitt einer der Matrosen mit mächtigem Schwunge hinein. Und wieder zwang sie es in die Nähe, und wieder einer wurde gerettet und noch einer.

Zimmer gieriger umlegten die Wassertropfen, immer kürzer wurde die Frist zur Rettung, immer mehr dehnte sich jede Minute zur Ewigkeit — jezt war nur noch der Kapitän an Bord, mit Gustav, dem Schiffsjungen. Außerhalb des Gebäudes hing er, den Zungen im Arm, mit übermenschlicher Kraft sich gegen die reisenden, zerrenden Wogen stemmend, seine Füße standen im Wasser, der Sturm wusch in seinen Haaren aber er fühlte es nicht; mit Blüheschnelle zogen die auf dem Schiff erlebten Jahre an seinem Geiste vorüber, Tage der Muthlosigkeit, der Unzufriedenheit und bitterer Enttäuschung aber auch Stunden reinen Friedens, traulichsten, süßesten Glückes.

Er sah sein junges Weib, wie sie eben nach der Trauung mit ihm an

Bord gekommen, und seine Brust hob sich in wehmuthsvollem Gedenten. So vieles war anders geworden, als er erlag, aber damals — damals war er glücklich.

Er sah sein Fieten im kurzen Röschchen auf dem Verdeck herumpringen; dort in dem Boot war ihre Stube, in der sie mit den Puppen hauste, dort hing die Schaukel, auf der sie sich schwang bei gutem Wetter; und er hörte ihr helles Lachen und sah die langen Locken um das harte Gesicht fliegen; und dort am Geländer, stand sie dort nicht wieder im wehenden Haar?

Der Junge in seinem Arm machte eine Bewegung, er blickte auf und hörte des Steuermanns Stimme: „Jezt, Kapitän, aufpassen!“

Mit geschärftem Blick beobachtete er das Boot, das, zurückgeworfen und wieder vorwärts gedrungen, näher und näher kam. Jezt war der rechte Augenblick gekommen, er warf Gustav in Franzens geöffnete Arme, und mit raschem Sprunge glitt er hinterdrein.

Ein Aufathmen ging durch die Leute im Boot; sie fühlten nicht die Welle, nicht den Eisesthauch des Windes; ein Gefühl der Erlösung, jubelnden Dankes hob ihre Brust. Gerettet, vorläufig gerettet!

Da erreichte über das Fahren und Heulen des Windes, das Brüllen der Wogen hinweg ein Laut ihr Ohr wie das Bellen eines Hundes. Die Männer im Boot saßen sich an und verzerrten bewegungslos, wie zu Eis erstarrt. Der Hund! — Und dort — ein einziger Schrei gellte von aller Lippen — dort durch die treibenden, gepeinigten Schneeschwaden hindurch tönten sie es sehen, dort auf dem Vorderstück stand er, ein Mensch und streckte hilfflehend die Arme aus.

„Herzjand!“ rief Hartmann, und die Junge versagte ihm fast den Dienst vor Entsetzen. Wie kam der dorthin? Hatte niemand seiner gedacht?

Der Kapitän war aufgesprungen; seine ausgestreckte Hand zeigte auf das Vorderstück, das allein noch aus dem Wasser ragte, er war sichtlich anzusehen mit den blauen, krampfhaft verzerrten Lippen, den rollenden, klutunterlaufenen Augen. „Hin, Steuermann, hin!“ lam es von seinen Lippen wie ein heiserer, verzweifelter Schrei. „Er muß gerettet werden! Vormärts, Leute, ich bezahl' es euch! Fah das Ruder, Jochen!“

Die Mannschaft legte sich mit aller Kraft in die Ruder, um dem Befehl des Kapitäns zu gehorchen, der hochaufgerichtet, den Blick unverwandt auf die Stelle gefest, wo der Matrose sich befand, im Boote stand, als könnte er dadurch dem rasenden Lauf des Verberbens Einhalt gebieten.

„Vormärts!“ kommandierte er nochmals, ganz heiser vor Aufregung.

Aber Hartmann fiel ihm in den Arm. „Zurück,“ donnerte er, das Schiff sinkt. Zurück, Leute!“

Instinktiv dem Befehl gehorchend, hatten die Leute das Boot gewendet und ruderten mit Anspannung aller Kräfte.

Der Kapitän gebärdete sich wie ein Unfinziger, er schrie, schlug um sich und wollte über Bord springen, so daß zwei der Leute ihn halten mußten.

Da erzitterte das Schiff in seinen Augen, es legte sich schwer auf die Seite, das Vorderstück bäumte sich noch einmal hoch auf, und langsam und majestätisch sank die „Elise“ hinab in die todbende See. Nur eine schwarze, gähnende Tiefe, dann eine sprudelnde, tosende Welle zeigte an, wo es sein Grab gefunden.

Die Leute hatten die Ruder angezogen, und mehr als eine Hand faltete sich; der Kapitän taumelte und wäre gefallen, wenn Hartmann ihn nicht gefest hätte.

Dann fuhr er empor. „Wir müssen suchen!“ lam es von seinen Lippen.

Hartmann, der noch immer seinen Arm gepackt hielt, gab den Befehl zum Wenden.

Ulrich hatte sich wieder halb aufgerichtet; sein Gesicht war aschfahl, die Zähne schlugen ihm wie im Frost zusammen, und jeder Muskel seines Gesichtes spannte sich.

Aber hin und wieder ruderte das Boot, die Leute erlahmten, ihre Glieder bebten vor Angst und Erschöpfung.

Da legte der Steuermann die Hand auf Ulrichs Schulter. „Wir müssen's aufgeben, Kapitän, was Lebendes kommt da nicht wieder herauf!“

Das Gitterpförtchen am Vorgarten des Ulrichschen Hauses fiel ins Schloß, und der Kapitän trat mit seiner Tochter auf die Straße.

Mit Ulrich war seit dem Untergang seines Schiffes eine gewisse Veränderung vorgegangen, die das inzwischen verstrichene Jahr nicht reifertigen konnte. Die aufrechte Haltung hatte gelitten. Den Kopf, welchen er sonst so stolz getragen, hielt er ein wenig geneigt und die Schultern etwas nach vorn geneigt, als trüge er ein Last auf denselben. Sein

Haar war an den Schläfen ergraut, sein Bild hatte etwas Unfröhliches, Scheuforschendes bekommen, und die dicht zusammengewogenen Augenbrauen gaben dem Gesicht einen Ausdruck finsternen Wütens.

Sophie hing sich an den Arm des Vaters und zog den Spigenhalm tiefer in die Stirn. „Drr, ist das ein schreckliches Wetter! Wenn ich doch lieber zu Hause bleiben könnte! Aber solch ein Seebär wie Du —“

„merkt natürlich so etwas nicht.“

Er blickte seitwärts auf sie nieder, und ein Schein des alten Humors quakte über sein Gesicht. „Du hättest doch zu Hause bleiben können, wenn Du nicht in den Gesangsverein gehen möchtest. Aber ich denke, Du gehst gern.“

Eine leichte Röhre färbte ihre Wangen. „Ach Du!“ sagte sie schmolend. Dann sprangen ihre Gedanken auf etwas anderes über. „Du fährst morgen nach Stettin?“ fragte sie.

„Ja, es ist verschiedenes wegen der Ausrüstung der „Normanna“ noch zu besprechen, auch noch einiges Schriftliche betreffs der Lebernahme zu erledigen.“

Sophie blickte strahlend zu dem Vater auf. „Ach, Badding, Du glaubst nicht, wie stolz ich sein werde, wenn ich Dich zum ersten Male auf der Kommandobrücke des großen Dampfers stehen sehe; stattdessen kann sich sicher niemand darauf ausnehmen.“

Er blickte mit Zärtlichkeit in die auf ihn gerichteten blauen Augen, welche in der Farbe genau so, im Ausdruck so ganz verschieden von denen der Mutter waren.

„Freut's Dich so sehr?“ fragte er mit einem tiefen Athemzuge, der fast wie ein Seufzer der Erleichterung klang.

Sie nickte eifrig mit leuchtendem Gesicht wie ein frohes, reich beschenktes Kind. „Unmenschlich freut's mich, Du kannst mir's glauben.“

Er nahm die kleine Hand, welche auf seinem Arme lag, zog sie empor und küßte sie mehrmals mit einer heißen Anbrunst, fast andächtig.

Sophie schien nichts Außergewöhnliches in dieser Zärtlichkeit zu finden; sie nickte dem Vater herzlich zu und entzog ihm dann die Hand, um den Regenschirm, den sie in der Rechten getragen, aufzuspannen. Der Vater nahm ihr denselben ab, und sie hatte sich wieder in seinen Arm. „So, nun beschick mich, mein Badding, nun bin ich Dein „Heinsliebchen“ unter dem Regenschirm.“

Er blickte ihr mit vorgebeugtem Kopf in das feine Gesicht, dessen Wangen der Februarwind mit einer zarten Röhre überzogen hatte, und ein Juden, wie der Schein eines Lächelns bekte um den festgeschlossenen Mund. „Wie heiter Du jezt immer bist, Fieten,“ sagte er nach einer Pause. „Hast Du Robert wirklich so lieb?“

Das junge Mädchen antwortete nicht; die Augen vor sich auf das regennasse Pflaster gerichtet, träumte sie vor sich hin. Etwas in ihr, um sie herum war anders geworden. Tief schmerzlich hatte sie zwar der Untergang des Schiffes, das sie als eine Art Heimath betrachtete, berührt, aber dennoch wurde alles andere überhört und der seligen, jubelnden Dankbarkeit, den leidenschaftlich geliebten Vater gerettet zu wissen, und außer sich ihm in die Arme geworfen, als derselbe mit einem englischen Dampfer im Heimathhafen eingetroffen war.

Eingebend hatte ihr der Vater über die Katastrophe berichtet. Am schmerzlichsten schien er von dem Tod des Matrosen berührt, und man durfte davon nicht sprechen. In fieberhafter Unruhe hatte er den Urtheilspruch des Seegerichtes erwartet, und es war wie ein befreiendes Aufathmen über ihn gekommen, als derselbe lautete, es sei ihm nichts vorzureden. Die Mannschaft, der zweite Steuermann Winter an der Spitze, hatte einstimmig erklärt, das Schiff müsse auf ein treibendes Braud gestossen sein, daß bei dem dicken Nebel nicht wahrgenommen werden konnte. Robert Hartmann, der erste Steuermann, wußte nichts Näheres auszusagen, da er als dienstfrei nicht auf Des gewesen war.

Von diesem Tage an war wieder etwas mehr Ruhe über Ulrich gekommen, besonders als ihm die Kapitänstelle auf einem neubauten großen Dampfer angeboten wurde, von dessen Aktien er infolge der hohen Versicherungssumme der „Elise“, die ihm ausbezahlt werden mußte, eine ganze Anzahl übernehmen konnte.

Auch Hartmann wollte zum Frühjahr das Kommando eines Frachtdampfers übernehmen, der sich zur Zeit behufs Ausbesserung im Trockendock befand. Hartmann hatte ein Zimmer nahe am Hafen gemietet, um diese täglich überwachen zu können. Inzwischen war er dem Gesangsverein beigetreten, welchem auch Sophie mit ihrer schönen, gesungenen Stimme ein sehr geschätztes Mitglied war, und so war es gekommen, daß sie sich, außer bei den gelegentlichen Besuchen im Hause der Eltern, auch häufig allein sah, wenn er sie von den Proben nach Hause begleitete.

In seiner geraden, ehrlichen Weise hatte er nie ein Hehl daraus gemacht, daß seine Liebe der Tochter seines bisherigen Kapitäns gehörte, und auch sie fühlte sich wunderbar angezogen von seinem offenen, energischen Wesen, über welchem — trotzdem ein Hauch von Rindlichkeit, von un-

brauchter, poesievoller Jugendfrische lag.

Und so war es denn vor nunmehr acht Tagen gekommen, daß er ihr von seiner Neigung gesprochen, als er sie wieder einmal heimgebracht, und ehe sie es wußte, hatte sein Arm sie umschlossen und sein Mund den ihren geküßt. Und sie, sie hatte es sich mit geschlossenen Augen gefallen lassen; es ruhte sich ja so friedlich, so geborgen an seiner Brust.

Am nächsten Tage war er zum Vater gekommen, und dieser hatte, wenn auch anstehend zögernd, sein Jawort gegeben, nachdem die Tochter bestimmt erklärte, Robert und seinem anderen sich zu eigen geben zu wollen.

Nur mit der Veröffentlichung der Verlobung sollte sie warten, bis Hartmann das Kommando seines „Greif“ übernommen hatte. Das Brautpaar war damit zufrieden und betrachtete die kurze Frist als eine Art Bräutigamsfeier.

Der Vater behandelte den Bräutigam ernst, aber nicht unfreundlich, und dennoch wollte es Sophie erscheinen, als hätte er einen anderen lieber als Schwiegersohn begrüßt. In ihr aber bestand die Liebe zu beiden ruhig nebeneinander fort. Wenn nur der Vater ihr Glück mehr mitempfinden hätte, wenn er nur noch der Alte gewesen wäre! Aber dort, in den grauen Augen, da sah er noch, der Schatten, den sie vergebens zu vertreiben suchte.

Er blickte sie mit leidenschaftlichem Forscher in das Gesicht des Mannes, der ihr neben dem Bräutigam das Liebste war auf der Welt. Der Verlust seines Schiffes, der Tod des Matrosen konnte ihn doch nicht so sehr verändert haben? Solche Katastrophen sind auf dem Meere unermeidlich, und das Gefühl des Seemanns wird dabei abgehärtet.

„Wann glaubt Robert den „Greif“ übernehmen zu können?“ fragte da der Vater in ihre Gedanken hinein.

„Ich denke Anfangs April,“ erwiderte sie mit einem leichten Beben der Stimme. „Er will vorher noch einige Tage zu seiner Mutter.“

Der Kapitän nickte zustimmend. Dann sagte er mit der Rechten ihre Fingerpielen, welche auf seinem Arm lagen, und drückte sie fest zusammen.

„Sag Fieten, hättest Du nicht lieber etwas Besseres getrautet als einen Kapitän?“

Sie blickte ihm mit ungläubigen Staunen an. „Etwas Besseres, wie Du bist?“ Es war ein Ton, voll so ungeheurer Erkenntnis über seine Frage, so freudigen Stolzes auf seinen Beruf, daß er keine Antwort darauf zu geben wußte, und dennoch stieg ein tiefer, gewählter Seufzer aus seiner Brust empor, der fast wie ein Stöhnen klang.

Dann hob er sich plötzlich mit festem Rud und ging hochaufgerichtet, straffes Schrittes dahin. „Sieh,“ sagte er, „kommst dort nicht Deine Freundin, die junge Frau des Postdirektors auf Dich zu? Da hast Du ja Begleitung, und ich kann in den „Goldenen Anker“ gehen.“

Sophie hatte sich von dem Arm des Vaters gelöst und ging der jungen Frau entgegen, welche eilig auf sie zukam und ihr an den Hals flog.

„Ach, wie herrlich, daß ich Dich treffe, Sophiechen! Nein, die Freundin! Dabei lachte sie Silberhell, und bei dem Lichte der Gaslaterne sah man ein paar tief schwarze, schön geschnittene Augen in einem schmalen Gesichtchen, einen unglücklich kleinen, etwas aufgeworfenen Mund, und schimmernde, rötlich blonde Haare, welche unter der hellblauen Kapuze hervorquollen.“

Auch Sophie umarmte die Freundin herzlich und streichelte freundlich ihre Wangen. „So, jezt können wir doch ein Weilschen plaudern; Badding hätte mich so wie so an der nächsten Straßenecke abgeholt, denn der „Goldene Anker“ winkt.“

Ulrich reichte der jungen Frau die Hand, hatte seiner Tochter sorgsam den Krugem diester zusammen, dann zog er den Hut und war im nächsten Augenblick ihren Blicken entschwinden.

Im Kapitänszimmer des „Goldenen Ankers“ war es schon lebhaft, als Kapitän Ulrich eintrat. Zwei junge Kapitäne sprangen sogleich auf, um dem angesehenen Mann bei Entlebung seines Leberrodes behilflich zu sein.

Es wurde gespielt und geplaudert; ein leichter Tabaksdunst lagerte unter der hochgeheißelten Decke, von welcher in der Mitte der goldene Anker, das Wahrzeichen des Hauses, und vier schiffgeformte Schiffe herabgingen. Zwischen den ernsthaften Gesprächen flogen Witze, Redereien und terzige Reden hin und wieder.

Kapitän Ulrich klopfte auf den Tisch. „Kathrin!“ rief er. Sofort trat das Hausmädchen, ein rundes, dralles Ding mit feuerrothen Waden, mit dem gefüllten Seidel in der Hand ins Zimmer.

Die Kapitäne liebten keine Kellnerbedienung, und darum mußte des Abends das Hausmädchen zugegen sein, um die Wünsche der Gäste zu erfüllen. Sie ludte dann mit ihrem Stridzeug auf der Bank am Ofen, doch wurde genöthigt aus dem Arbeiten nicht viel, denn gar bald sank ihr der Kopf auf die Brust, und zu jedem frischen Tasse mußte sie von neuem geweckt werden, was meist unter allerhand Scherz und Redereien vor sich ging.

Auch heute wurde kasper gespielt, in aller Freundschaft ein wenig gestritten und vor allen Dingen mächtig aufgeschmitzt.

Kapitän Raddag sammelte die versireuten Karten und klopfte damit auf die Platte des Tisches; dann nahm er die ungeheure Bernsteinspiße, welche er sich aus einem selbstgefundenen Stück Bernstein hatte dreheln lassen, zwischen die Zähne und michtete.

„Du bist nicht an der Reihe, Karl,“ sagte sein Nachbar.

Der Angeredete gab gleichmüthig die Karten weiter. „Na, denn nicht, dann gib Du.“

Er nahm die Zigarre aus dem Munde und klopfte mit dem schmerzen Silberbedel seines Stammseidels. „Kathrin, ein neues.“

Keine Antwort, dagegen verblüdeten dumpe Schnarchtöne aus der Ofenecke, daß Kathrine sicher und süß in Morpheus' Armen ruhte.

Der alte Kapitän sah seine Nachbarn augenzwinkernd an. „Sie schläft schon wieder,“ sagte er.

Einer der Zuhörer, ein junger Mann mit lodigem Haar und gewählter Kleidung, erhob sich, um die Weckersuche fortzusetzen, da hörte er seinen Namen rufen. „Pst, Kapitän von Homen, bleiben Sie mal sitzen.“

Der alte Raddag, welcher ihn gerufen, legte den Finger auf die Lippe. „Pst, Kinnings, seid mal alle still, ich weiß einen famosen Spaß.“ Und die schwarzen Augen unter den weichen Augenbrauen in dem verwitterten, wie gebräuntes Leder schimmernden Gesicht leuchteten vor Uebermuth wie die eines Jungen. Nun stecten alle die Köpfe zusammen und umringelten den Alten, und dann gab es ein allgemeines, unterdrücktes Lachen. Einer der Gäste erhob sich und drückte an dem Knopf, welcher die Glühkämpchen unter der Decke erlöschn machte. Gleich darauf herrschte tiefste Dunkelheit, selbst durch die festgeschlossenen Fensterläden fiel kein Streifen Licht in das Gemach.

Und nun erhob sich ein Höllenlärm. Die Gläser wurden mit Behemern auf den Tisch gestofen, ein jeder schraubte seine Stimme so laut er konnte.

„Mit Dame!“ — „So, nun her damit!“ — „Ja, mein Sohn, das hast Du Dir nicht gedacht, man her mit dem W!“

Da wüthte es sich in der Ofenecke. Kathrin erhob sich mit einem Rud und rief die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Marokkos neuer Sultan.

Wie sich Mulai Hafid von den ihm ergebenen Stämmen nach langem Zögern und reiflichen Erwägungen zu dem folgenschweren Entschlusse bestimmten ließ, als neuer Sultan von Marokko gegen seinen Bruder aufzutreten, erzählt S. L. Bensusan in einem englischen Blatte.

„Ich sah ihm zum ersten Mal,“ so erzählt der Korrespondent, „als ich an einem Nachmittage von Marrakesch ausritt, um das Heiligthum des Sidi bel Abbas, des Schutzpatrons der Stadt, zu besuchen. Ueber die „rothe Ebene“, Wlad al Hamra, die sich in endloser Weite von Osten nach Westen dehnte, galoppierte mir eine kleine Schaar maurischer Reiter entgegen; allen voran ritt ein hochgewachsener Mann auf feurigem Berberhengst, mit eiertem Zügelgriff den übersäumten Muth des stolzen Thieres bändigend. Obwohl das Roth mit kostbarer langherabhängender Satteldecke geschmückt war und des Reiters weite wallende Gewänder einen fast unmännlichen Eindruck machten, war doch in Sitz und Haltung jene ruhige Sicherheit des Arabers unternehmbar, der auf dem Akeres geboren wird und mit dem Thiere zu einem Wesen vermischt.“

Er erwiderte meinen Gruß mit gemessener Höflichkeit, als er an mir vorbeiflog, gefolgt von seinem Sekretär und drei Soldaten seiner Eskorte. Das ist des Sultans Bruder, Mulai Hafid,“ sagte mein Begleiter mit Ehrfurcht in der Stimme. Die Augen, in die ich da auf einen Augenblick schaut, hatten mir einen starken Eindruck hinterlassen. Ein kuhnes, entschlossenes Antlitz, mit vorspringender Oberlippe und kurzem, wohlgepflegtem Bart. Die dunkelbraune Hautfarbe ließ erkennen, daß der verstorbene Sultan Mulai el Hasan die Mutter dieses Sohnes unter den dunkleren Schönheiten seines Harems ausertoren hatte.

Seitdem habe ich Mulai Hafid öfters gesehen und noch mehr von ihm gehört, um die Bedeutung dieses Mannes und seine Stellung innerhalb der Wirren des Landes würdigen zu können. Er ist ein Feind alles europaischen Luxus und hat sich häufig scharf gegen die „Handelsagenten“ ausgesprochen, die sich untereinander verdamoren hätten, seinem Halbbruder Mulai Abd-el-Ah Isfispiegele Sachen anzuhängen, für die er keine Verwendung habe; er hat diese Leute als das Uebel bezeichnet, das den Banerret des Staates nach sich ziehen würde.

Dabei ist er durchaus kein fanatischer Gegner moderner Kultur. Auch er bringt der Photographie ein gewisses Interesse entgegen und schenkt den europäischen Ärzten soviel Zutrauen, daß er, als eine seiner Lieblingsfrauen schwer erkrankte, einen euro-

paischen Arzt zuzog, ihm die Erlaubniß gab, den Harem zu betreten, und von ihm eine Operation ausführen ließ, die seiner Frau das Leben rettete. In seiner Wirksamkeit als Statthalter hat er mit großer Aufmerksamkeit für das Wohlergehen seiner Truppen gesorgt und den Juden von Marrakesch einen besondern Schutz angedeihen lassen.

Jahrelang hat Mulai Hafid unter Umständen schwierigster Art treu zu seinem Halbbruder gestanden. Immer wieder sandten die großen südlichen Stämme Boten an ihn und drängten ihn, das Banner der Empörung für die Begründung zu entfalten, daß der Sultan Marokko an Europa verlaufe. Lange hat sich der Statthalter zurückgehalten und mit diplomatischen Ausflüchten geantwortet.

„Ich habe mein schönes Haus und Amt,“ so äußerte er sich wohl. „Zahlreiche Frauen sind mein eigen. Fünfzig oder sechzig herrliche Kasse stehen in meinen Ställen. Was kann sich ein Mensch mehr wünschen? Warum soll ich mich den Aufregungen preisgeben, die meinen Bruder und Herrn bedrängen?“

Doch im Beginn des Juni drängte diese schwankende und unsichere Sachlage zu einer Entscheidung hin. Abgesandte von einigen der mächtigsten und größten Stämme des Südens kamen zu ihm und erklärten grade heraus, Mulai Hafid müsse nun wählen, ob er Herr oder Diener sein wolle. Auch jezt noch antwortete des Sultans Bruder ausweichend und diplomatisch.

„Ihr seid viele,“ sagte er, „aber Ihr seid nicht alle. Laßt mich wissen, wie alle Stämme denken, und dann, mit Allahs Willen, will ich mich entscheiden.“

Eine Woche oder zwei später trafen sich die Abgesandten der Stämme auf den Ebenen von Rhamna. Mulai Hafid war nicht anwesend, aber er sandte ihnen eine reiche Gabe von Schafen und Korn. Sie besprachen sich untereinander, und es stellte sich heraus, daß sich drei mächtige Stämme noch nicht erklärt hatten. Besondere Eilboten wurden sogleich an sie abgesandt mit der feierlichen Anfrage, ob sie sich all den andern anschließen wollten, wenn Mulai Hafid das Banner seiner Herrschaft entrollte, seine Rechte als des Sultans älterer Bruder proklamirte, um die Ungläubigen aus dem Lande zu vertreiben.

Wieder verging eine Weile. Dann kamen auch von den letzten Stämmen Abgesandte, um dem neuen Sultan zu huldbigen. Der heilige Krieg ward in feierlicher Versammlung erklärt und Mulai Hafid noch einmal verlobet, daß der ganze Süden bereit sei, unter ihm zu kämpfen, und daß er sich nun endlich erklären müsse, wenn sie nicht an seiner Statt einen anderen Bruder des Sultans wählen sollten. Jezt hielt Mulai Hafid seine Stunde für gekommen und nahm die Proklamation des Volkes und die religiösen Körperschaften von Sidmarokko an.

Nun reitet er durch die Straßen seiner Stadt unter dem Mhd'hal, dem großen grünen Schirm, der das äußere Zeichen maurischer Herrschergewalt ist. In den Moscheen wird sein Name ausgerufen und tausend Gebete steigen zu Allah empor für den neuen Erretter der Gläubigen, der sein Vaterland frei und glücklich machen soll.

Mord als gute Sitte.

Im Gouvernement Tula herrscht eine alte merkwürdige Sitte. Während der Ernte wird das Loos unter die jungen Mädchen geworfen, und die das Loos trifft, wird von den Burtschen gepackt und ins Wasser geworfen. Sie muß herauspringen und so schnell wie möglich fortlaufen. Im Dorf Arju-towla fiel in diesem Jahre das Loos auf die 17jährige Tochter eines alten Densfeyers, eines unglücklichen Mannes, der kurz nachher seine älteste Tochter und seinen einzigen Sohn verloren hatte. Das junge Mädchen wurde unter lautem Gelächter trotz aller Schreubens ergriffen und mit vollem Schwunge in den vorbeischießenden Fluß geworfen. Sie verstand aber nicht zu schwimmen und ertrank. Erst nach langem Suchen wurde die Leiche mit Bootshaken aus dem Wasser gezogen.

Es kostete einem Lehrer viel Mühe, seinen Rangen die Anfangsgründe der Anatomie beizubringen. An den fruchtbringenden Wirkungen seiner Mühe verzweifeln, rief er: „Ist denn überhaupt Einer unter Euch, der weiß, was eigentlich die Wirbelsäule ist?“ Lange, verlegene Gesichter. Endlich erhob sich ein Junge und stotterte heraus: „Die Wirbelsäule ist das Ding, das durch mich und Sie läuft. Auf dem einen Ende hängt der Kopf dran, auf dem anderen sitzt man.“

Zur Menschenkenntnis gehört nichts als ehrliche Selbstbeachtung. Kennt man sich selbst, so kennt man alle Menschen, die guten wie die schlechten.

Es ist so leicht, die Vorzüge seiner Feinde zu leugnen; wär' es nur ebenso leicht — ihre Erfolge zu leugnen!

Die New Yorker Polizei sucht nach einem Manne, der 400 moderne Nusskugeln gestohlen hat. Man sollte ihn lieber laufen lassen.